Indianerstämmen bewohnt, zwischen denen keine europäische Familie Fuss gefasst hat. Die Paraënser selbst pflegen aus diesem Grunde die westlichen Gegenden die Wüste, *o Sertâo do Amazonas*, zu nennen. Da wir von nun an häufig Veranlassung haben werden, von Indianern zu reden, so dürfte es am rechten Orte seyn, die Verhältnisse überhaupt kürzlich anzuführen, unter denen diese Autochthonen dem Reisenden begegnen können. Sie sind entweder in den von Weissen gegründeten Ortschaften angesiedelt, oder sie leben noch abgesondert in ihren Wäldern, haben aber so viel Sitte angenommen, dass sie einen schwachen Verkehr mit ihnen unterhalten, oder endlich sie sind erklärte Feinde der Einwanderer, bald geneigt sie zu überfallen und zu verfolgen, bald in dem Gefühle ihrer Schwäche veranlasst, sie zu fliehen und jedem Verkehre zu entsagen. Durch die Ueberredung der Missionäre oder angesehener Colonisten wurden einzelne Familien oder ganze Horden, bisweilen aus den verschiedensten Gegenden, bewogen, sich in Ortschaften (*Povoaçoês*) niederzulassen, und diess ist die Ursache der unglaublichen Mischung, aus sechs bis zehn und mehr Stämmen, welche man hier nicht selten antrifft. Die angesiedelten Indianer (*Indios aldeados*) haben im Verhältnisse der Zeit, welche sie in den Ortschaften zubrachten, ihre eigenthümlichen Sitten und Sprachen bereits aufgegeben, und sprechen die *Tupí*- oder, bei längerer Bekanntschaft mit den Colonisten, die portugiesische Sprache. Diese Bevölkerung, gewöhnlich nur durch vorübergehende Verhältnisse, wie z. B. durch Krieg mit den Nachbarn, verheerende Krankheiten, Mangel an Nahrung, selten durch ein lebhaftes Bedürfniss eines bessern bürgerlichen Zustandes geschaffen, ist oft sehr unbeständig. Sie kehrt in ihre Wälder zurück, oder verändert den Platz der Ortschaft, bei dessen erster Wahl sie sorglos genug zu Werk gegangen war. Manche Villas stehen jetzt schon auf dem vierten oder fünften Platze, und haben bei jeder Dislocation gewisse Einwohner verloren oder andere dagegen gewonnen. Auch die Beispiele sind nicht selten, dass die Indianer den Missionär ermordeten und sich wieder in ihre ursprünglichen Wohnsitze zurückzogen. Getäuschte Erwartungen rücksichtlich der Behaglichkeit ihres

neuen Zustandes, Bedrückung durch eingewanderte Colonisten, die Verheerungen der Blattern oder Masern, sehr selten unkluges Benehmen ihres Bekehrers waren die Gründe eines solchen Aufruhrs, der dann gewöhnlich von dem Gouverneur in Pará oder in Rio Negro durch einen Ausrottungskrieg oder Hinwegführung zur Gefangenschaft in entferntere Orten bestraft wurde. Diese Verhältnisse erklären hinreichend die Entvölkerung, welche wir fast überall antrafen, wohin wir im Innern der Provinzen von Pará und Rio Negro kommen mochten; sie erläutern zugleich, von welcher Art die Beobachtungen über die Völkerstämme seyn konnten, die uns in den Ortschaften begegneten. Hier stellte sich uns keineswegs ein Bild ihres ursprünglichen Naturlebens, ihrer freien Bewegung, selbstständigen Sitte und Sprache dar; sondern wir fanden gleichsam nur kranke und veränderte Ueberreste. Ja, noch mehr, da gerade die weniger zahlreichen Stämme am leichtesten vermocht worden waren, sich in diesen Ortschaften niederzulassen, da sie überdiess durch minder heroische Gemüthsart, minder eigenthümliche Sitten und schwächere Leibesbeschaffenheit um so eher geneigt waren, in der Vereinigung mit den Weissen unterzugehen, so war oft nur eine einzige Familie eines ganzen Stammes, von andern sogar nur noch der Name übrig, und unsere ethnographischen Untersuchungen gingen bisweilen in eine Art archäologischer Erörterungen über, da das Interesse der Gegenwart verschwunden war. Von vielen Stämmen, die im Berichte Acunna's als mächtige Anwohner des Stromes beschrieben werden und von noch mehreren, die auf den Karten verzeichnet sind, fanden wir keine Spur, oder nur entfernte Anklänge ähnlicher Namen. Um so wichtiger musste uns aus dem Grunde die Bekanntschaft mit mächtigen Stämmen seyn, die noch in ihrem ursprünglichen Zustande verharren, aber in einigen Verkehr mit den Weissen getreten sind. Eine zahlreiche Nation, die *Muras*, lebt frei in einzelnen Familien längs den Ufern des Amazonas, des Solimoês und des Madeira. Diese, gleichsam die Zigeuner unter den Indianern, haben keine fixen Wohnsitze (*Indios de Corso*), und ihnen konnten wir, als Freund oder Feind, je nach Gelegenheit, begegnen. Die übrigen grösseren freien Stämme,

die *Mundrucús*, *Mauhês*, *Miranhas* u. s. f. mussten wir, wenn es um ihre Bekanntschaft zu thun war, in ihren, vom Hauptstrome mehr oder weniger entfernten, Wohnorten aufsuchen. Nach den hier angeführten verschiedenen Verhältnissen gelten drei verschiedene Gesichtspuncte für die Schilderungen von Autochthonen, welche wir dem Leser im Verlaufe dieses Berichtes noch vorzuführen haben.

Am Morgen des 18. Septembers hatten wir die Ufer von *Cuzary*, etwa sechs Fuss hohe Lettenabhänge, am südlichen Ufer des Amazonas zu unserer Seite. Den ganzen Tag hindurch fuhren wir längs diesem Ufer hin; und die Indianer brachen mit dem Frühesten des folgenden Tages auf, so dass uns ihr Rudergesang erweckte. Als wir aus der Cajüte hervortraten, bemerkten wir eine bedeutende Veränderung des Wassers; es war nicht mehr schmutzig gelb, wie das des Amazonas, sondern dunkelgrün und sogar heller, als das des Xingú; wir befanden uns also in der Mündung des *Tapajôz*. Bald fuhren wir in diesem Flusse selbst aufwärts, dessen Breite uns nicht viel geringer erschien, als die des Xingú bei Porto de Môz. Gegen Mittag erreichten wir die, zwei Legoas oberhalb der Mündung am östlichen Ufer gelegene, *Villa de Santarem*, wo wir uns beeilten an's Land zu gehen, um von den vielen Mühseligkeiten der bisherigen Reise auszuruhen. *Santarem*, in der Lingua geral *Tapajôz* genannt, ist die wichtigste Villa am ganzen Amazonas, und ihre Lage verbürgt schnelles Aufblühen und Reichthum, bei zunehmender Bevölkerung dieser Gegenden. Sie liegt auf einem ungleichen Grunde, der sich zwölf bis dreissig Fuss über den Strom erhebt. Mehrere Reihen einstöckiger Häuser bilden eine Haupt- und mehrere Nebenstrassen, und tragen das Gepräge von Reinlichkeit und häuslicher Bequemlichkeit. Die neue Kirche, deren Bau noch nicht vollendet war, zeugt von Geschmack und guter Anordnung. Sie ist mit zwei niedrigen, viereckigen Thürmen versehen; eine in den nördlichen Provinzen Brasiliens häufige Bauart. Hier, wie in den übrigen Ortschaften des Innern von Pará, bestehen die Wände der Häuser gewöhnlich aus hölzernen Pfosten, welche mit Flechtwerk verbunden, dick mit

Letten beworfen und weiss bemahlt werden. Das Dach ist entweder von Hohlziegeln, oder von Palmblättern. Nur wenige Häuser haben einen gemauerten Grund und Untermauern von Bruch- oder Backsteinen. Die Zimmer sind geräumig, und bisweilen statt der Fenster gegen die Strasse hin mit Thüren versehen, weil sie im vorkommenden Falle auch als Waarenlager benutzt werden sollen. Oft ist die Zahl der Gemächer in einer Reihe nicht unbeträchtlich, und wird, nach dem Bedürfnisse, in Wohnungen für mehrere Familien abgetheilt. Die Höfe hinter den Häusern sind durch niedrige Lehmwände von einander getrennt, und enthalten gemeiniglich einen offenen Hangard, unter dem gekocht wird, und Hütten für die Dienstboten des Hauses, die grösstentheils Indianer, selten Neger oder Mulatten, sind. Statt der Glasfenster sieht man fast überall nur Läden von Holz oder von feinem Flechtwerk. Die Fussböden sind selten getäfelt, gewöhnlich mit Backsteinen ausgemauert, oder, besonders in ärmeren Wohnungen, nur mit gestampftem Letten ausgeschlagen. Die Thüren bestehen fast überall aus zwei Flügeln, deren jeder aus einem einzigen Brette gearbeitet ist. Die Wände werden mit weissem oder gelblichem Thone (*Tabatinga*) bemalt, von dem mächtige Lager in den Flüssen vorkommen; um dieses Material inniger zu binden, wird es nicht blos mit Wasser, sondern theilweise auch mit der zähen Milch der *Sorveira*, eines Baumes aus der Familie der Apocyneen (*Collophora utilis*, *Mart.*) angemengt. Dieser einfachen und anspruchslosen Bauart entspricht auch die Einrichtung der Zimmer. Feine Meubles sind selten, obgleich manche der edelsten Holzarten, wie z. B. die Moira-pinima (bei uns wildes Rosenholz genannt), einheimisch und leicht zu erhalten sind. Gewöhnlich findet man Stühle mit Rohrgeflecht oder mit Leder überzogen, statt der Sopha's einige von weisser Baumwolle in zierlichen Mustern gewebte, nicht durchbrochengestrickte, Hangmatten und einen kleinen Spiegel. Statt der Leuchter erscheinen grosse messingene Lampen, in denen aus mehreren Dochten das Oel des Wunderbaums brennt. Die Anzahl der Einwohner von *Santarem*, welche in den Kirchenlisten eingetragen sind, erhebt sich nicht viel über zweitausend; rechnet man aber alle zerstreuten, zum

Theil weit entfernt wohnenden Fazendeiros und die zahlreichen Indianer-Familien hinzu, welche bei diesen arbeiten, so darf man wohl viertausend als die Zahl aller Einwohner in einem Districte annehmen, dessen bewohnbare Grundfläche etwa fünfzehn Quadratmeilen einnehmen möchte. Unter den Einwohnern zählt man eine verhältnissmässig grosse Anzahl von Weissen, die sich hier niedergelassen und mit Frauen gefärbter Abkunft verbunden haben. Seit Pombal ist in Portugal die Meinung von dem Reichthume und den günstigen Naturanlagen der Provinz Pará herrschend geblieben, und dadurch sind Leute aus den niedern Volks-Classen veranlasst worden, hierher einzuwandern, wo ihnen der Verkehr mit den Indianern und die Leichtigkeit, diese statt der Sclaven zur Anlegung von Pflanzungen zu verwenden, zu Statten kommt. Eben diess Verhältniss zu den Indianern, die nicht mit Geld für ihre Dienste oder für die von ihnen zu Markt gebrachten Artikel bezahlt werden, hat veranlasst, dass sehr viele der Ansiedler allerlei europäische Waaren in offnen oder geschlossenen Läden verkaufen; wodurch die Villa den Schein eines lebhafteren Handels erhält, als hier wirklich statt finden kann. Man darf übrigens *Santarem* als den Stapelplatz des Handels zwischen dem westlichen Theile der Provinz Pará und der Hauptstadt betrachten. Aus den benachbarten Villas: *Obydos*, *Faro*, *Alemquer*, *Villa Nova da Rainha* im Westen, und *Alter do Chão*, *Villa Franca*, *Boim*, *Pinhel* und *Aveiro* im Süden am *Tapajôz*, werden Cacao, Salsaparilha, Nelkenzimmt, etwas Caffe, Baumwolle und elastisches Gummi hierher gebracht, um sodann nach Pará verschifft zu werden. Die Fazendeiros, welche Pflanzungen in der Nähe besitzen, und nur selten, besonders während der grössten Feste, in die Villa kommen, hatten sich früher fast ausschliesslich dem Anbaue des Cacao gewidmet, der überdiess auch hier nicht selten wild wächst; in neuerer Zeit fangen sie an, dem Caffe, der Baumwolle und dem Indigo mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Manche dieser wohlhabenden Grundeigenthümer versenden ihre Erzeugnisse in eigenen Böten nach Pará, so dass den zahlreichen Unterhändlern vorzugsweise der Verkehr mit den Indianern am *Tapajôz* übrig bleibt, welche ihre Handelsartikel immer

nur in geringen Quantitäten einzuliefern pflegen. Ganz vorzüglich günstig für den Handel von *Santarem* ist die Beschiffung des *Tapajôz* bis in die Provinz von Matto Grosso, welche seit etwa fünfzehn Jahren viel häufiger als die des Madeira unternommen wird. Die Handelsleute von *Santarem* benutzen diese Reise nicht blos, um mit den Bewohnern von Matto Grosso in Handelsverkehr zu treten, sondern auch um von den beiden mächtigen Indianerstämmen, den *Mundrucús* und *Mauhés*, die längs dem *Tapajôz* wohnen, Nelkenzimmt, Salsaparilha, Cacao, Federschmuck und das Guaraná einzuhandeln, dessen Bereitung ganz vorzüglich Geschäft der *Mauhés* ist. Von *Santarem* aus stromaufwärts wird die Reise bis Cujabá in einem kleinen, leichten Fahrzeuge binnen sechs Wochen, in einer grossen Canoa, die etwa zwölfhundert Arrobas führt, binnen vier Monaten oder etwas längerer Zeit zurückgelegt. Ausführlichere Nachrichten über den *Tapajôz* und den Handel auf diesem Strome verweise ich in die Anmerkung. (8.)

Wir fanden freundliche Aufnahme bei einigen angesehenen Einwohnern der Villa, unter denen seit mehreren Jahren ein Geistlicher wohnte, der früher dem Missionsgeschäfte in Ostindien obgelegen hatte. Seine Erzählungen von dem Naturzustande der Hindus in dem Lande eines uralten Cultus und einer gleichsam erstarrten Geschichte gewährten interessante Vergleichungen mit dem Zustande der Indianer, unter denen wir uns befanden. Diese Raçe trägt in Allem den Charakter eines gänzlichen Mangels innerer Einheit und Wesenheit, und ist darum in einer fortwährenden Volubilität der Gesinnungen, Meinungen, nationalen Sitte und Sprache begriffen. Sie bleibt sich in Nichts gleich, als in ihrem Unbestande. Die Indianer um uns her, Arbeiter bei den Colonisten oder Eigner kleiner Anpflanzungen, waren eine Mischung aus zahlreichen Stämmen: den *Jacypuyás*, *Jurúnas*, *Caribéris*, *Curiarés* (*Curiverés*), *Cuzaris*, *Guaruarás*, welche alle zwischen den Rios Xingú und *Tapajôz* wohnen, und den *Passés*, *Juris*, *Uainumás*, *Marauhas* und *Miranhas*, die aus den westlichen Gegenden, besonders vom Rio Yupurá hergebracht worden waren. Alle diese verschiedenen Stamm-

Verwandten waren hier durch den Umgang mit Weissen, oft binnen wenig Jahren, zu einer an Sitte und Sprache fast gleichartigen Bevölkerung umgeschmolzen worden. Die wenigsten hatten volle Erinnerung an ihre ursprüngliche Sprache erhalten, aber eben so wenig die portugiesische oder die Lingua geral vollkommen eingelernt; vielmehr hatte jeder Einzelne besonders die letztere Sprache nach seinen eigenen Fähigkeiten umgemodelt. Die Lingua geral fängt schon hier an, das allgemeine Vehikel zu seyn, wodurch die Ansiedler mit den Indianern verkehren; aber ihre vocalreichen wohlklingenden Worte werden von den verschiedenen Stämmen auf manchfaltige Weise umgebildet, verstümmelt und verdorben, so dass man bisweilen nur ein unklares Gemurmel oder Schnalzen vernimmt. Diese durch Zufall vereinigten Indianer kommen übrigens unter einander ganz vorzüglich in dem Hasse überein, den sie, jeder Einzelne gemäss der angeerbten Eindrücke und Gefühle seines Stammes, gegen irgend einen andern Stamm tragen. Nichts kann niederschlagender für den Menschenfreund seyn, als die Bemerkung, wie tief gerade diess Gefühl der nationellen Feindschaft und Verfolgungswuth in der Seele des Indianers wurzelt. Es ist so mit seiner Natur verwebt, dass man selten Erkundigungen über irgend einen Stamm einzieht, ohne dass der befragte Indianer aus eigenem Antriebe die erklärten Feinde desselben angäbe. Auf einem ähnlichen, wenn gleich gemilderten, Gefühle beruht auch der Unterscheidungsname, welchen die unter den Weissen wohnenden und ihrer Stammeigenthümlichkeiten verlustigen Indianer sich selbst geben. Sie nennen sich nämlich mit Selbstzufriedenheit die *Canicarûz*, was etwa so viel als die Bekleideten, Gebildeten, bezeichnen soll; die weiter westlich, besonders längs dem Amazonas, wohnenden Stämme dagegen nennen sie *Kapyruara* d. h. Leute des oberen Flusses, der Wildniss. Unter diesen zahmen Indianern fiel uns ein Schlag äusserst wohlgebildeter Leute von heller Hautfarbe und einen ovalen tatowirten Fleck im Gesicht auf. Sie sind Individuen vom Stamme der *Juri*, *Passé* und *Uainumá* und werden mit dem gemeinschaftlichen Namen der *Juri-pixuna* d. h. Schwarz-Gesichter bezeichnet. Alle Ansiedler stimmten im Lobe dieser Stämme,

als fleissiger, treuer Arbeiter von grosser Intelligenz, überein. Wir beobachteten sie in ihren Wäldern später, wo ausführlich von ihnen gehandelt werden wird.

Santarem war von den Portugiesen als Anhaltepunct für Diejenigen angelegt worden, welche Indios de Resgate aus den benachbarten Gegenden zusammentrieben. Später erbaute man ein kleines viereckiges Fort oberhalb der Villa an dem abhängigen Ufer und legte eine kleine Garnison hinein, um sowohl die Indianer im Zaume zu halten, als die Fahrt auf dem Amazonas zu beaufsichtigen. Vielleicht weil dieser Zweck verfehlt war, indem die Entfernung von dem Hauptstrome keine genaue Controlle der vorüberfahrenden Schiffe erlaubt, vielleicht nur als Folge der allgemeinen Mittellosigkeit und Erschlaffung in der Administration der Provinz von Pará, welche nach Pombals Ministerium eintrat, ist jene Befestigung jetzt so gänzlich verfallen, dass man kaum noch die Grundmauern erkennen kann. Nichtsdestoweniger sind die Schiffe, welche den Amazonas hinauf und hinabgehen, gehalten, sich in *Santarem* bei dem Commandanten zu melden und Ladung und Passagiere verzeichnen zu lassen; eine Maassregel, der man sich um so weniger zu entziehen pflegt, als man nach einer langweiligen, mühvollen Reise gerne einige Tage in einer Ortschaft ausruht, und neue Mundvorräthe einnimmt, die hier frisch und wohlfeil zu erhalten sind. Die hochliegenden Gegenden am *Tapajôz* liefern nämlich sehr gutes Mandioccamehl; und diess wird, so wie getrocknete Fische, sogar von Indianern, jedoch immer nur in kleinen Quantitäten, zu Markt gebracht. Ueberdiess kann man hier auch Rindvieh kaufen, *) wovon Heerden in den offnen Gegenden (*Campos*) weiden, die einige Legoas im Süden der Villa zwischen den Wäldern anfangen, und weiter aufwärts am Strome immer häufiger werden. Die Viehzucht wird westlich von *Santarem* in demjenigen Theile des Amazonasthales, welcher ausschliesslich mit Ur-

*) Die Preise der Lebensmittel waren hier folgende: ein Korb (*Paneiro* oder in der Lingua geral *Panacú*) Farinha d'Agoa (*Oi-catá*), etwa 40 Pf., 1200 Rëis, ein grosses Schwein 4000, ein Widder 2000, ein Ochs 12000, eine Arroba gesalzener Fische (*Pirarucú*) 2100 Rëis.

wald bedeckt ist, wegen Mangels an Nahrung und vieler wilden Thiere, fast unmöglich; es sey denn, dass man sich bequeme, das Rindvieh immer im Pferche zu halten, und mit geschrottenem Mais und angepflanztem Grase zu füttern, eine Landwirthschaft die gegenwärtig mit den Ansichten und dem Temperamente der Ansiedler unverträglich scheint. Wir durften daher diesen Ort nicht verlassen, ohne Provisionen frischen Fleisches eingesalzt zu haben. Das Rindvieh ist von Monte Alegre und Oitero hierher gebracht worden. Es ist von einem kräftigen Schlage, vermehrt sich aber nicht sehr schnell, wovon der Mangel guter Weide während der trocknen Monate und die Verfolgungen der Fledermäuse die Schuld tragen. Diese Thiere sind auch hier eine der grössten Land-Plagen. Die geselligen Arten *) leben nicht blos in den Dächern der Häuser und unter dem Gesteine der Hochufer, sondern auch auf den Bäumen in der Nähe des Stroms, von denen wir sie bisweilen zu fusslangen Ballen versammelt herabhängen sahen. Die Villa geniesst übrigens ein sehr angenehmes und gesundes Klima. Der Horizont soll nicht so häufig und dicht umwölkt seyn, als diess in Pará der Fall ist, und die Hitze des Tages wird durch Gewitter abgekühlt, welche sich meistens in Ost und Nordost zusammenziehen und ausser vielen elektrischen Entladungen auch gewöhnlich von starkem Winde aus jenen Weltgegenden begleitet sind. Während der trocknen Monate, besonders von Juli bis September, weht der Ostwind fast jeden Vormittag längs dem Strome herauf. Das Wasser des *Tapajôz* ist gesund, kann aber auch durch das einiger Quellen ersetzt werden, die aus dem thonigen Hochufer desselben hervorbrechen. Man kennt hier keine endemische Krankheit; allein die Blattern und Masern richten von Zeit zu Zeit grosse Verheerungen unter den Bewohnern, namentlich den Indianern, an.

Von dem Kirchthurme der Villa aus hatten wir eine weite Aussicht über das Land um uns. Der *Tapajôz* zieht durch eine Gegend hin, deren Niedrigkeit und Fläche zu beurtheilen einzelne ungeheure

---

*) Es sind: Thyroptera tricolor, Spix Sim. et Vesp. t. 36. f. 9. und Proboscidea rivalis, Spix. Die grossen Vampyre sind nicht häufig.

Bäume dienen können, welche sich hie und da aus dem Urwalde erheben. Einige Stunden landeinwärts in S. und S. O. bemerkt man einen Zug niedriger, dicht bewaldeter Berge. Die Ufer des *Tapajôz* selbst fangen im Süden der Villa an, steiler und höher zu werden. Grösstentheils aus rothem Letten bestehend, werden sie vom Regen und Hochwasser in der Art zerklüftet und abgespült, dass sie hie und da als steile Kegel oder unter der Form natürlicher Wälle hervortreten. So sind sie eine halbe Legoa oberhalb der Villa, deren Ansicht im Atlas mitgetheilt worden. Die Gebirgsformation ist auch hier, wie in Gurupá und Pará, ein rother oder leberbrauner Sandstein, der sich hie und da als Sandeisensteinbreccie darstellt. Die Meinung, dass schon wenige Tagereisen am Strome aufwärts Goldformation herrsche, ist unter den Einwohnern von *Santarem* allgemein. Man zeigte uns auch dichte Schwefelkiese, die man unterhalb der Katarakten, an einem Orte, den die Indianer *Taguba-coara* nennen, gefunden und für silberhaltig angesehen hatte. De la Condamine bemerkt, dass man hier am leichtesten jene grünen, unter dem Namen der Amazonensteine oder Pierres divines bekannten, Steine erhalten könne. In dieser Absicht besuchten wir die meisten Hütten der Indianer, welche tiefer am Strome als die Häuser der weissen Indianer die Anlage eines besonderen Quartiers darbieten; allein unsere Nachfragen waren fruchtlos. Die Vegetation stellt hier, eben so wie am Ufer des Xingú, kein reines Bild der Flora des Amazonas dar, sondern enthält mancherlei, den südlicheren Gegenden vorzugsweise angehörige Formen. In der Nähe der Villa bemerkt man niedrige, dichtbelaubte Bäume und eine Flur von steifen, langbehaarten Gräsern des Campo agreste, gleich denen in Piauhy. Tiefer landeinwärts ist Alles mit hoher Urwaldung bedeckt. Der allgemeine Charakter, wodurch sich die Vegetation in der Nähe von *Santarem* von der des Amazonas unterscheidet, ist eben der Inbegriff aller derjenigen Eigenschaften, die wir früher in der Flora des Hochlandes von Mittelbrasilien bemerkt hatten: niedrigere, stärker verästelte Bäume, kleinere, härtere, öfter behaarte Blätter, zahlreichere und häufiger wohlriechende Blumen, endlich ein Uebergewicht an Gräsern, Kräutern